

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 17.

Düsseldorf, 22. April

1916.



**Kriegsminister Wild von Hohenborn**

Phot. Dührkoop.

hielt im Reichstag eine bedeutsame Rede über die Gewissheit des Sieges der deutschen Waffen im Weltkrieg.

# Osterfeuer.

Aus Ostpreußens Befreiung von Rudolf Michael.

**D**ie breite ostpreussische Heerstraße, die sich gerade und schwer wie ein drohender Arm gegen die russische Grenze reckte, lag unter dem blassen, wehmütigen Schein der Märzsonne. In der Ferne starrte ein dichter, dunkler Wald wie ein Gewühl von Lanzen. Und die schwächste Winterfaat zu beiden Seiten auf den brüchigen Aedern wagte sich noch nicht recht hervor, als fürchte sie noch den Feind, der schon zweimal mit Feuer und Rauch über diese Felder gestürmt war.

Es war Nachmittag. Die Sonne rötete sich sankt.

Da legte in langen, schallenden Säßen ein Mann die Straße entlang. Jetzt sprang er aus dem Walde hervor, winzig wie ein Bildchen. Jetzt wuchs er und wuchs.

Man sah die eng geschnürte graue Uniform, das jugendliche, starre, vom Winde heisse Gesicht, das weiße Fähnchen, das vor ihm herfuhr wie der Geist auf der Welle, das stramme, braune Pferd, das nur Bewegung und Kraft war. Jetzt war er vorbei, wurde kleiner und war nur noch winzig wie ein Bildchen.

Man fühlte es bang, der brachte Unheil.

Der Mann durchritt zwei, drei Dörfer, in denen nur wenige Landsturmlente in einsamem Quartier lagen. Aber im nächsten Dorf, vor einem kleinen, lauberen Häuschen am Aederrand, riß er das Pferd an sich, daß es sich jäh ausbäumte, sprang in freiem Bogen herunter und stürmte hinein. Der Gaul kentete den schönen Hals und suchte nach ein paar Gräsern.

Drinnen im Häuschen saß ein altes Paar, still wie im Frieden. Der Mann hielt ein Zeitungsblatt dicht vor die Augen und las der grauhaarigen Frau, die sich an seine Seite lehnte, zögernd und stammelnd vor, etwas vom Kriege, vom rauhen Osten, von der bedrohten Heimat, der auch ihr einziger Sohn schützend diente.

Der aber stand schon in der Tür.

„Vater! Ihr seid noch hier? Ihr müßt gehen, müßt laufen! Sie kommen über uns, diese Nacht noch! Lauft! Fahrt!“

Der Alte überwand den ersten Schrecken und die fetsame Über-raschung schnell und langsam, wie einer, der viel zu fragen hat, antwortete er: „Frei, woher kommt du?“ Die Mutter erhob sich und ging auf den erregtesten und zitternden Sohn zu. „Aber fragt doch nicht so viel! Sie

kommen ja schon. Wilde Scharen. Ich kann nicht mehr länger bei euch sein. Ich muß melden. Bitte, geht!“

Die beiden Alten sahen sich an. Sie waren über die Zeit des Lebens lange hinaus, in der man sich kurzerhand entschließt, ohne nach dem kommenden Tag zu fragen.

Der Sohn sah den Zweifel der Alten nicht, er gab ihnen stützend die Hand, rief laut „Auf Wiedersehn!“ und stand schon draußen neben seinem Pferde.

Die beiden Alten hörten nur noch die immer schwächer werdenden, klappernden Hufschläge. Die Stubentür stand noch offen, durch die sein hastiger Schritt gegangen war. Die Mutter schloß die Tür wieder, und beide ließen sich am Tisch nieder, als müßten sie eine lange Beratung zusammen halten.

„Mutter, warum sollen wir gehen?“ sagte der Alte ein wenig eigensinnig und sah dabei seine Frau star an.

Die schwieg, als müßte sie weinen.

„Haben doch fünfzig Jahre hier gelebt.“

Die Stunde verging, eine zweite, dritte. Der Abend hatte seine breite, dunkle Hand über das deutsche Land gelegt, als wolle er es schützen.

Auf der Landstraße wälzten sich die dichten Schwärme der russischen Reichswehr von Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf. Wilde Gesichter, denen die Lust an der Vernichtung im Auge brannte. Hohe Arme und Häufte, die sich danach sehnten, zu packen und zu reißen. Auch einige Kompagnien Sibirier marschierten mit, eingeschoben in die langen, schreienden Kolonnen, um diese in Ordnung und Zucht zu halten.

Mehrere Offiziere sprengten die beiden Seiten der Straße entlang und wiesen die lachenden und schwabenden Leute zurecht. Der Wald schallte von ihrem Lärm. Der Boden dröhnte von ihren tausend ungleichmäßigen Tritten. So trieb der vorkerkende Haufe die wenigen Landsturmposten vor sich her auf der großen Straße, die

nach Tilsit ging. Ein kalter, kümmischer Wind fuhr über die Wälder und Ader und trug die böse Kunde durch die ängstlichen Dörfer.

Es war nicht lange nach Mitternacht, da kam die schmutzige Welle auch über das Dorf, in dem die beiden Alten noch immer im Hause saßen. Troß

## Wundersame Osternacht.

Wundersame Osternacht . . .  
Klang von Märchenglocken . . .  
Leise rieseln, traumeslacht,  
Weiße Blütenflocken.

Sternenglanz im tiefsten Tal . . .  
Lächeln unter Schmerzen . . .  
Über Frost und Winterqual  
Osterlilienkerzen.

Ostern ist es . . . Lenz im Land . . .  
Wonnig ist die Kunde,  
Daß die Liebe auferstand,  
Segnend rings die Runde.

Daß sie mild erbarmend will  
Lösen und entketten  
Und die Hängstverloren still  
In die Heimat retten.

Schähe nimmt die Osternacht  
Aus verborgnen Trühen,  
Wehet dem Gram — und flüstert sacht:  
„Sorgen, ihr sollt ruhen!“

Und die Liebe hebt die Hand:  
„Sturm, nun laß dein Saufen!  
Not und Trübnis, seid gebannt! —  
Krieg, halt an dein Brausen!“

Lider — schließt den müden Blick!  
Jedem sei beschieden  
Heut — ein einziger Herzschatz Glück,  
Eine Stunde Frieden . . .“

Nahm auch Opfer Schlacht um Schlacht,  
— Sterne, die verlohnten —  
Ewige Liebe schmiegt sich sacht  
Über alle Toten . . .



### Kreuzabnahme.

Skulptur aus carrarischem Marmor von W. Achtermann im Dom zu Münster.

Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft N. G., Berlin-Steglitz.

war es gewesen, Eigensinn und die Müdigkeit des Alters. Und darum waren sie dageblieben. Nun standen die Russen vor ihrer Tür und schlugen gewaltfam gegen das ätzende Holz.

Der Alte ging hin, um zu öffnen.

Da traten zwei bärtige Gesellen über die Schwelle, die stießen den Alten beiseite und stolperten ins Zimmer.

Die Russen kramten in jedem Winkel, prüften Fenster und Türen, als vermuteten sie geheime Listen.

Die beiden Alten standen daneben, stumm, und sahen zu, wie neugierige, überraschte Kinder. Dann und wann warf der Mann einen scheuen Blick nach dem Bild seiner Tochter, das einen besonderen Platz an der Wand hatte. Er hatte das jung verstorbene Mädchen lieb, wie wenn sie noch täglich um ihn sei, ihn umhegte und umsorgte. Und das Bild war kein Heiligtum, kein Tempel.

Plötzlich wollte er mit einem raschen Schritt und Griff das Bild von der Wand nehmen. Aber die beiden Russen warfen ihn aus der

Stube, schlossen die Tür von draußen ab und drohten ihm, indem sie auf die Tür wiesen.

Die beiden Alten blieben zurück, eingeschüchtert, und wagten einander kein Wort zu sagen.

Nach einiger Zeit kamen drei russische Offiziere, von den Burischen geführt, und machten es sich in der kleinen Stube bequem.

Die Truhen und Schubläden wurden durchwühlt nach Wein und Schnaps. Und als sich nichts fand, war der erste Grund zu ihrer Wut gelegt.

Die Alte mußte kochen und braten, mußte laufen und suchen wie ein junges Mädchen, das man zur Strafe hin und her schickt.

Einige Soldaten brachten Bier. Drinnen wurde gesungen und gelacht, als sei der Krieg seit langem vergessen.

Der Alte stand in der Tür. Und langsam, ganz langsam kam in ihm ein Zorn, eine Aufregung hoch, die ihm die Adern an den Schläfen hervortrieb.

Es war weit über Mitternacht. Die Offiziere kannten keinen



Ausschiffen von Pilgern in Jaffa (Palästina).

Phot. Jean Ester.



Kirche und Klosteranlage „Meria Heimführung“ bei Jerusalem.

Phot. Berl. Ju.-Ges.

Morgen. Es waren noch zwei andere mit hohen, grauen Pelzmützen dazugekommen.

Einer von ihnen sah das Bild der Tochter an der Wand. Er riß es herunter und begaffte es grinnend.

Dem Alten zitterten die Lippen in ohnmächtiger Wut.

Das Bild ging von Hand zu Hand. Die Offiziere lachten und schrien und machten gemeine Witze und beschmukten den Rahmen. Da gab einer seinem Abscheu Luft.

Er schleuderte das Bild gegen die Wand, dicht vor die Füße des Alten, so daß Rahmen und Glas zerprangen und das schöne Gesicht übel zertrümmert wurde.

Der Alte wurde rot und blaß zugleich, lief auf den Offizier zu und hielt ihm drohend die Faust unter Gesicht.

Der ließ den Alten hämisch bei Seite. Ein Bursche packte ihn dann und warf ihn hinaus. Hinter sich hörte er das Lachen, das er haßte wie das Gift.

Die Offiziere tranken weiter. Aber — sie empfanden es seltsam — die Stimmung verlor sich. Sie wurden stiller und stummer. Und nur selten mochte einer noch lachen.

Einer sah dumpf und müde nach der Uhr. Nicht weit mehr vom Morgen. —

In dieser kurzen, schweren Nacht waren hinten in den deutschen Linien große Dinge vor sich gegangen.

Die Meldung des jungen Mannen war wie ein Gewitterwind überallhin gefegt und hatte Rache zusammengeblasen.

Bald nach Mitternacht traten die deutschen Kompagnien ihren Vormarsch an, von drei Seiten auf die plündernden Haufen zu. Landsturm und Rekruten. Sie trugen die Freiheit auf ihren Bajonetten.

In der frühesten Morgenstunde mußten die Russen das Dorf plötzlich räumen.

Die Offiziere rannten betrunken aus dem Hause, bestiegen die Pferde und suchten ihre zerfahrenen Haufen zu ordnen. Aber das deutsche Feuer war schon unter ihnen.

Da ging alles in heilloser Flucht zurück. Wagen blieben stehen und die Pferde im Stall. Und was die Russen in der Nacht an Gut zusammengetragen hatten, das lag in hohen Bergen nun auf der Landstraße.

Deutsche Mannen jagten zuerst in das besetzte Dorf. Ein Duzend wohl, wie ein Sturmwind hinter grauen Wollen im April. Einer unter ihnen war auch der junge Reiter, der am Nachmittag vorher die erste Kunde gebracht.

Vor dem Hause der Eltern sprang er wieder ab. Die Haustür stand noch offen. Und die ängstlichen, müden Eltern saßen in dem wüsten Zimmer, in dem die russischen Offiziere getrunken und gegessen hatten.

„Vater!“

„Mutter!“

Der junge Mann sprang auf die beiden Alten zu und presste sie in seine Arme.

„Und euch haben sie nichts getan? Sagt!“ Dabei sah er sich wie furchtsam im Zimmer um.

Der Alte schwieg eine Weile, dann nahm er ihn stumm bei der Hand und zeigte ihm das Bild der jungen, toten Schwester, das noch am Boden lag.

Der Sohn wurde weich, küßte den Vater und ging still hinaus, denn er wußte, was ihnen dieses Bild war.

Wieder warf er sich draußen aufs Pferd und jagte die breite Straße hinunter, auf der in wüstem Durcheinander Leichen, Gepäd und Hab und Gut lagen. Das Pferd setzte in langen Sägen darüber hinweg.

Den ganzen Morgen ging die Jagd hinter den flüchtenden Russen her.

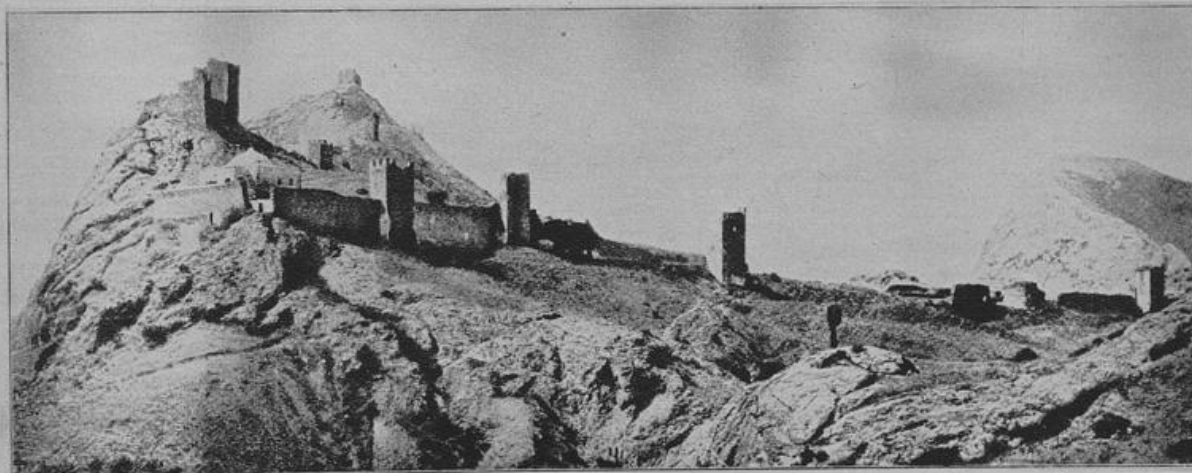
Durch die langen, dichten Wälder, durch die Dörfer, in die die deutschen Reiter nun wieder die Freiheit trugen.

Am frühen Abend trieben sie die wilden russischen Haufen über die Grenze, bis sie sich hungrig und müde den deutschen Verfolgern gefangen gaben.

Die noch verbleibenden Reste flüchteten sich in die nächsten polnischen Dörfer.

So fuhr die deutsche Artillerie diesseits des Grenzwaldes auf und schoß die Dörfer in Brand, daß sie ausloderten in den jungen, klaren Abend wie gewaltige Fadeln.

Fadel brannte an Fadel, Feuer an Feuer. Eine lodernde Rache. Für die deutsche Heimat waren es die Feuer des Frühlings, der Freiheit, waren es Osterfeuer.



**Zu den türkisch-russischen Kämpfen in Armenien: Die Befestigungswerke von Trapezunt am Schwarzen Meer.**

Trapezunt, nach der Besetzung Erzerums das Ziel der russischen Eroberungspläne in Armenien, liegt an der uralten Karawanenstraße Konstantinopel-Tabris-Teheran und war bis zum Bau der russischen transkaspischen Eisenbahn der End- und Ausgangspunkt der wichtigsten Verkehrswege zwischen Europa und Persien. Auch heute hat die Stadt als Handelsplatz noch hervorragende Bedeutung und ist nächst Smyrna die erste Seehandelsstadt der Türkei überhaupt. Aus Nordpersien werden Getreide, Häute, Seide, Teppiche, Schaf- und Rosinen dem europäischen Handel zugeführt, während die Persien eingeführten Waren wie Silber, Samt, Textilergzeugnisse usw., ebenfalls größtenteils den Weg über Trapezunt nehmen. Die Handelsbeziehungen der Stadt erstrecken sich vornehmlich auf Frankreich, Rußland und Österreich-Ungarn; an diese Länder gibt sie außer den genannten Erzeugnissen des Hinterlandes noch Cabaf, Schafe und Hafentüffe ab. In der von einem bunten Völkergemisch bewohnten Stadt herrscht zu normalen Zeiten reges, vielgestaltiges Leben, das durch ihren Charakter als Grenzstadt zwischen Morgen- und Abendland sein Gepräge erhält. Das geschäftliche Leben spielt sich nach orientalischer Sitte vorwiegend in den zahlreichen Basaren ab. Trapezunt, das nach seiner Gründung durch Griechen aus Sinope (im 7. Jahrh. v. Chr.) unter griechischer, chaldäischer, römischer, byzantinischer und türkischer Herrschaft wechselvolle Schicksale sah und einmal, von 1204 bis 1462, sogar Hauptstadt eines Kaiserreichs war, wird auf etwa 50 000 Einwohner geschätzt.

# Die Osterinsel. Skizze von Eugen Stangen.

**S**tehend wie spitze Pfeile schiebt die Sonne ihre Strahlen nieder. Ungewöhnlich, verfrüht ist eine Hitze hereingebrochen wie im Sommer.

„Mensch — Meyer,“ höhnt der lange Katiowsky. Das ist so seine Gewohnheit „Mensch — Meyer“ zu sagen. „Ich glaube, ich habe schon keine Zunge mehr.“

„Die ganze Welt hat 'n Knall,“ meint der allzeit lustige August Ete, der „Gusl“.

Willi Wellfow sieht ihn von der Seite an mit braunen Augen, die etwas von der Treue brauner Jagdhundaugen haben.

Er vergöttert den Gusl. Ete weiß das auch, — es ist eine Kameradschaft, wie sie nur im Krieg entstehen kann, emporgewachsen aus gemeinsamem getragener Not und Gefahr.

„Hast du großen Durst, Gusl?“

„Na, du etwa nicht, Willi? Ich komm' mir vor wie 'ne gedörrte

Die Mittagshitze wuchtet dörrender nieder. Ein bleiernes Dämern kommt selbst über Gusl Ete.

Merkwürdig — wie eine Lichterscheinung sieht er plötzlich ein Rädel vor sich, hoch und schlank, im Schmutz der rabenschwarzen Böpse. Die Loni! — In München hat er sie kennengelernt, — ins Fjartal sind sie zusammen gelaufen, weit — weit. —

Ach — Fjartauschen — wer es einmal gehört, vergißt es nimmer. — Und im Fjartal eine Mulde — Höltriegelsgreuth — ganz voll von alten Apfelbäumen. Wenn die blühen — rosig über und über — ja, das sieht aus wie ein seliges Eiland — so mag vielleicht die Osterinsel ausschauen.

Warum die Loni nur so jählings und spurlos verschwunden war? Ach du treuloses Rädel — o du schäumende, wildgrüne Fjar!

Dem Gusl kommt dabei sein Durst besonders brennend zu Bewußtsein.



Eine Zivilgerichtssitzung in einer kleinen Stadt auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Hinter dem Tisch in der Mitte ein Kriegsgerichtsrat. Von links nach rechts: Der Oberrabbiner, ein mohammedanischer Geistlicher. Rechts vom Kriegsgerichtsrat der katholische Pfarrer mit Bürgern der Stadt. Vorn links am Tisch der militärische Bürgermeister, der Fragen an die Parteien stellt. Ganz links die Parteien mit dem Dolmetscher.

Phot. R. Senned.

Flunder.“ — Aber das Regiment muß standhalten, soll die Flanken- umgehung des Feindes glücken.

„Und gerade heut' ist Osterjonnabend,“ jagt halblaut Willi Wellfow.

„Denkst an die Heimat, Jungchen?“

„Ach,“ — Willi Wellfow sieht wieder den Freund an — „an das Märchen von der Osterinsel dacht' ich, Gusl, die soll Sonntagskindern ja einmal erscheinen im Leben und das Glück bringen.“

„Und ich bin ein Sonntagskind,“ jagt Gusl Ete.

Ein Signal schmettert auf.

Sprung auf, marsch, marsch, heißt das.

Und trotz Durst und Hitze springen sie aus ihren Deckungen auf und laufen vorwärts, was das Zeug hält — wie die Wilden.

Drüben bleibt es festsam still.

Man ist ein großes Stück vorwärts gestürmt, ehe man wieder in Deckung fällt.

„Gusl!“

Ete wendet den Kopf. Während, wie der Willi Wellfow ihn anschaut — mit seinem lieben, guten Lächeln.

„Gib mir den Schwamm! Katiowsky, die Schwämme!“

Man begreift nicht, aber man gibt ihm die Schwämme. Willi Wellfow kriecht auf dem Bauch davon; seine weitlichtigen Augen haben ein Ninnjal erpäßt.

Von drüben knattern jetzt wieder Schüsse auf.

„Mensch — Meyer,“ Inarrt der lange Katiowsky in einem Gemisch von Bewunderung und Besorgnis.

Willi Wellfow läßt sich nicht beirren — schiebt sich bauchlängs vorwärts — schiebt sich zurück. Er hat die Schwämme voll Wasser jaugen lassen, die legen sich die Soldaten unter den Helm auf den Scheitel.

Ach — das tut wohl, erfrischt und belebt den ganzen Körper.

Draußen die Schiffe knattern heller, lustiger auf und brechen jäh ab.

Die Zugführer äugen durch ihre Gläser — der Feind gerät in Unruhe — aha — die Flankenumgehung ist geglückt — will er nicht abgeschnitten werden, muß er sich zurückziehen.

Nun können auch die Standhoften hier wieder vorwärts. Vorwärts!

Es geht durch ein Dorf.

Geergebrannt sind die Stätten — aber in den Gärten blüht und knospet es trotzdem in herrlichster Fülle und Pracht.

In einer Dachrinne hockt eine weiße Kage.

Weiter, immer weiter!

Um eine Hügelwelle.

Da ruht man jäh.

Da grüßt plötzlich ein Wunder, ein blühendes Eden geht auf. Eine Gärtnerei muß das sein, die am Wege liegt, voll edelster Obstkulturen. Wie eine blühende Insel — wunderfamerweise vom Krieg unverfehrt.

„Deine Osterinsel, Willi,“ ruft Gustl Ete.

„Ich bin ja gar kein Sonntagskind, Gustl,“ gibt Willi sanft zurück in seiner Art, die immer etwas willig sich Unterordnendes und leicht Trauriges hat.

Aus dem Garten vor des blühenden Anwesens tritt ein Kreis, freundlich und bereitwillig — ein Deutscher.

„Ich hab' von Jugend an hier gehaust — und die Franzosen haben vergessen, daß ich ein Deutscher bin — aber ich hab' es nicht vergessen. Willkommen! Halten Sie Raß. Lassen Sie sich laben.“

„Leonie,“ ruft er ins Haus zurück. Ein junges Mädchen tritt aus dem Haus, gefolgt von einer Dienerin — beide schleppen Zigarrenkisten herzu und Krüge voll köhler Limonade.

Ein schlankes, bildhübsches Mädel im Schmuß seiner glänzenden, rabenschwarzen Zöpfe.

Der higeberfengte Gustl Ete steht ganz starr.

Nun bietet Leonie auch ihm den Krug. Weiber Blicke begreifen sich.

Beinahe hätte Leonie den Krug fallen lassen.

„Gustl?!“

„Loni!“

Die Rede ist ihnen verschlagen.

So ein Wunder — so ein Wunder.

Gustl Ete ermannet sich doch: „Was — was tun Sie denn hier, Fräulein Leonie? — Loni!“

„Ja, ja — Loni! — Leonie bin ich bloß für hier! Und — und — ich freu mich ja so sehr — ach, so unsagbar sehr, Sie wiederzusehen — jetzt — hier?“ — Ganz rot und verwirrt wird sie.

Gustl Ete faßt energisch ihre Hand.

„Warum bist denn damals so plötzlich verschwunden?“

Sie blüht ihn an — hilflos.

„Weil ich mußte. Großvater schrieb. Sofort sollt ich kommen.“

Ich sollt hier einen sehr reichen Mann heiraten.“

„Na und?“ fragt Gustl Ete neugierig und gespannt.

„Ich hab' n mit mögen,“ sagt Loni leise.

„Warum denn nicht?“ erkundigt sich Gustl unerbittlich.

Langsam hebt Loni den Blick. Zornig — und wie in innerer Befreiung spricht sie:

„Ich hab' dich nicht vergessen können, Gustl.“

„Ja — Harauschen — das vergißt sich nicht.“

Signale! Befehle! Abmarsch!

„Gustl!“

Er sieht sie an.

„Ja, Krieg ist Krieg! Ich muß fort. Aber — wenn der Krieg zu End, darf ich dann wieder kommen? Das heißt — wenn ich da noch lebe.“

Der Loni schießen plötzlich zwei blühblanke Tränen in die dunkelunkelnden Augen

„Bleib nur leben,“ bittet sie leise und ängstvoll. „Gustl, hörst du, bleib mir nur leben!“

Das Abmarschkommando.



Kriegstrauung eines kriegsgefangenen Deutschen, des Unteroffiziers Mathmann aus Bielefeld, mit Fräulein Martha Schübe aus Hildesheim in Davos (Schweiz).

Phot. J. Tomaszewski.

Ein rascher Kuß — ein Lebenswohl.

Ein Lieb flattert auf:

„Wenn ich komm, wenn ich komm, wenn ich wieder-wiederum komm, lehr ich ein, mein Schatz, bei dir.“

Ein Glodenklang kommt übers Feld von weit, von weit — der läutet Ostern ein.

Aber die französischen Lande sinkt der Tag.

Oben an der Wegbiegung wendet sich ein schlanker Bursch noch einmal zurück. Aus der Talsenkung weht winkend ein weißes Tüchlein auf — wie das Wimpelchen der Hoffnung — das blühende Anwesen grüßt noch einmal — abendrotüberglommen, seltsam und märchenhaft anmutend — wie die Osterinsel.

# Das neue System.

Eine kleine Geschichte von  
Felix Freiherrn von Stenglin.

**D**ürben wohnt ein altes Ehepaar, ein Pastor außer Dienst mit seiner Frau. Die kleine Frau geht schon sehr gebüdt, aber immer noch ist sie tätig im Hauswesen, in der Fürsorge für ihren Mann, den prächtigen alten Herrn mit dem weißen, vollen Haar. Und neulich hab' ich mich darüber gefreut, wie die kleine Frau Pastor ihren großen Sohn auf dem Balkon abbürstete, und wie der große Herr mit dem braunen Vollbart — wohl ein Gymnasialprofessor — geduldig dem kleinen Mütterchen stillhielt, so artig wie in der Zeit, da er noch ein kleiner Knabe war und zu seiner Mutter aufblickte, zu der er jetzt herabsehen muß.

Gern macht sich die Frau Pastor mit ihren Blumen zu schaffen. Manchmal aber sehe ich etwas Sonderbares, das ich zuerst gar nicht verstand: sie gießt in hohem Bogen aus ihrer Gießkanne Wasser über den Rand des Balkons. Erst dachte ich, sie tue das aus Vergnügen an dem Wasserstrahl, jetzt aber weiß ich längst, daß sie auf diese Weise die Blumen in dem unteren Stockwerk begießt. Sie tut das mit rührender Treue. Und nicht nur das. Von Zeit zu Zeit, etwa zwei Mal im Jahr, läßt sie sich von ihrem Mädchen festhalten, beugt sich weit über den Rand des Balkons und schüttet ein rätselhaftes Pulver aus einer Dose herab auf die Blumentöpfe des Mitbewohners.

Das geht schon seit Jahren so. Der Ministerialrat unten hat wohl keine Zeit für die Blumenpflege. Immerhin sieht man ihn hin und wieder bei seinen Blumentöpfen stehen und sie anscheinend mit Wohlgefallen betrachten. Nach oben grüßt er nie hinauf, man kennt einander augenscheinlich nur von den Begegnungen auf der Treppe. Die Frau Ministerialrat muß viel mit ihren Kindern und der Wirtschaft zu tun haben, man sieht sie nur wie einen Schatten an den Fenstern vorüberhuschen.

Kürzlich lernte ich den Herrn Ministerialrat in einer Abendgesellschaft kennen. Ein liebenswürdiger, tadelloser Herr, vielleicht mit einer ganz kleinen Miene der Überlegenheit, die beiseite zu lassen ihm etwas schwer fallen mag. Wir kommen in ein Gespräch über unsere Straße, und ich konnte mich nicht enthalten, mit geheimem Vergnügen seine schönen Blumen zu loben, von deren sorgfamer Pflege

aus dem oberen Stockwerk ich mich nun schon so manches Mal hatte überzeugen dürfen.

„Ja, die Blumen,“ sagte der Herr Ministerialrat, schlug ein Bein über das andere und blies den Rauch seiner Zigarre mit einem gewissen Schwunge von sich. „Die Leute sagen so oft, sie hätten keine glückliche Hand in der Blumenpflege. Was heißt das?“

„Sie haben darin eine glückliche Hand, Herr Ministerialrat?“ erlaubte ich mir zu fragen.

„Gewiß! Das heißt, ich befolge einfach mein System.“

„Ach, Sie haben sogar ein System?“

„Ja, das hab' ich,“ erwiderte er fast beleidigt. „Ein System, das sich eng an die Natur anschließt und daher auch die Wahrscheinlichkeit des Erfolges von vornherein in sich trägt.“

„Ganz gewiß,“ warf ich ein, „die Natur ist unsere große Lehrmeisterin.“ — „Nicht wahr? Und darum lasse ich der Pflanze ihre Entwicklungsmöglichkeit.“ — „Sehr gut.“

„Ich lasse sie wachsen, wie sie will. Die Hauptregel in der Pflanzenpflege ist die: man före die Natur nicht. Und so erhalte ich meine Blumen verhältnismäßig lange in ihren Töpfen, indem ich sie nie überfüttere. Ja, ich lasse sie gelegentlich ruhig einmal etwas dürrer werden. In der Nacht, gegen Morgen, sorgt die Natur immer durch feuchte Niederschläge für das Nötigste, und mehr als das Nötigste zu geben, wäre schon zu viel. Nur ganz selten, in den allerheißesten Hochsommertagen, helfe ich einmal nach.“

Ich dachte an den Wasserstrahl aus der Gießkanne der Frau Pastor und an ihre turnerischen Übungen, wenn sie zweimal im Jahr den Blumendünger liebevoll, je nach Bedarf, auf die Töpfe des Herrn Ministerialrats schüttete, und ich lächelte.

„Wie im Leben und bei den Menschen,“ jagte ich: „Man kann wenig tun —“ „Wenig!“

— und alles Gute kommt doch schließlich von oben.“

„Alles!“ jagte er überzeugungsvoll.

Die kleine Frau Pastor aber hat heute in aller Frühe wieder seine Blumen begossen.



Dom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Rückkehr einer österreichischen Kreuzerflottille nach der Beschießung der italienischen Küste.  
Phot. Marton.